

Gerd Kähler, *Wohnen und Stadt*. Hamburg, Frankfurt, Wien. Modelle sozialen Wohnens in den zwanziger Jahren, Friedr. Viewig & Sohn, Braunschweig/Wiesbaden 1985, 441 S., brosch., 98 DM.

Während die architektonischen Leitbilder der zwanziger Jahre – nicht zuletzt im Kontext der Funktionalismus-Diskussion – als relativ gut erarbeitet gelten können, sind sozialgeschichtliche Forschungen auf dem Gebiete des Wohnens in jener Zeit genauso rar wie Forschungen, die der Frage nach den konkreten Durchsetzungsprozessen von Leitbildern im Kontext des neuen sozialen Massenwohnungsbaus nachgehen.

Kähler – dessen Arbeit hier mehr unter sozialhistorischem als unter architekturgeschichtlichem Aspekt betrachtet werden soll – widmet sich einer solchen sozialen Perspektive des Wohnens. Seine Sichtweise ist nicht zuletzt die der Bewohnerschaft. Er geht anhand von drei verschiedenen architektonischen Siedlungsmodellen (in Hamburg, Frankfurt und Wien) der Frage nach, wie es sich in diesen für den gesellschaftlichen Reformanspruch wohl prototypischen Siedlungen wohnen ließ. Dabei geht es ihm nicht nur um eine additive Gegenüberstellung einzelner Fallstudien, sondern auch um deren Verknüpfung mit stadtübergreifenden Aspekten (Städtebau, Bebauungsform, Ästhetik) in Form von »vertikalen Schnitten«.

Die Auswahl der Siedlungen in den genannten Städten ist einleuchtend, da diese verschiedene architektonische Praxisformen, eingebunden in jeweils unterschiedliche Entstehungs- und Wirkungszusammenhängen, darstellen. Doch sollte nicht verschwiegen werden, daß damit nicht das ganze Spektrum des städtischen Siedlungsbaus der zwanziger Jahre typenmäßig abgedeckt ist: Zu nennen sind nämlich darüber hinaus die vielfach in traditionellem Stil erbauten Baugenossenschaftssiedlungen (z. B. in Solingen, Bielefeld), ferner jene Siedlungen, die mehr im Kontext mittelständischer Ideologie und konservativer Architektur standen (Borstei in München, Fischtalgrund in Berlin); darüber hinaus sollten auch die vorstädtischen Kleinhaussiedlungen der unmittelbaren Nachkriegszeit 1919/20 (z. B. Langenhorn/Hamburg) und die vorstädtischen Erwerbslosensiedlungen am Ende der Weimarer Zeit erwähnt werden (z. B. Süsterfeld in Kassel).

Die Studie Kählers basiert vor allem auf gedruckten Quellen, d. h. auf zeitgenössischen Zeitschriften – also nicht auf der Auswertung von archivalischen Materialien und Interviews. Diese Quellengrundlage gibt begrenzte Möglichkeiten her, sozialhistorisch-empirische Aussagen zu diesen drei Modellen sozialen Wohnens zu machen. Deswegen bleibt die Studie – eine Habilitationsschrift im Fache Architektur an der Universität Hannover – doch letztlich eine mehr architekturgeschichtliche Analyse. Gleichwohl kommt es zu vielen Einsichten, die auch den Sozialhistorikern/innen wichtige Hilfestellung bei ihren Forschungsarbeiten geben können.

In einem Einleitungskapitel geht Kähler von den großen Städtebauentwürfen des 19. Jahrhunderts aus, insofern »nicht erst durch die sozialreformerische Bewegung der zwanziger Jahre weitgehende Vorschläge zur Umgestaltung der Großstadt gemacht wurden« (S. 40 f.). Das Neue an den zwanziger Jahren sieht er darin, daß solche Städtebauentwürfe weiterentwickelt wurden, und er fährt fort: »[. . .] vor allem aber verwirklichten sie die Konzepte – das ist das entscheidend andere gegenüber der Zeit um 1910« (ebda.). Diese Aussage ist insofern mißverständlich, als man meinen könnte, daß es sich dabei um die Verwirklichung geschlossener großer Konzepte gehandelt habe. (Einige weitere mißverständliche Äußerungen sind auch an anderen Stellen des Buches zu finden). Nichts liegt jedoch Kähler ferner als eine solche Annahme; vielmehr betont er gerade den Prozeß des »Abstriche-Machens« von ursprünglich großen Ideen – so lange und so weit, bis die zurückgeschraubten Vorstellungen dann auch tatsächlich innerhalb des vorhandenen industriekapitalistischen Systems jener Zeit realisiert werden konnten, denn – so meint er an einer Stelle –: »Die Stadtentwicklung verlangte immer drängender praktische Lösungen, [. . .] die politisch durchsetzbar waren [. . .]« (S. 43).

Diesen Versuch zur Einbindung der Leitbild-Realisierungsproblematik in die gesellschaftlichen Rahmenbedingungen (als einer Geschichte von Reduktionen, von Leitbildannäherungen und -vermischungen) hält Kähler auch in seinen Falluntersuchungen durch: Seiner sozialhistorischen Sichtweise entspricht seine Bewertung der jeweiligen architektonischen Praxisformen. So vermeidet er eine Gleichsetzung von »Funktionalismus = Modernität = Fortschritt = positive Bewertung«. Indem er vielmehr an die Architektur »die Frage ihrer Verstehbarkeit und damit ihres Akzeptierens durch die Bewohner« stellt, wobei er fast provozierend von der Voraussetzung ausgeht, daß die Ungleichzeitigkeit im gesellschaftlichen Bewußtsein »recht, nicht übel« sei (S. 431), gewinnen beispielsweise die Hamburger architektonischen Mischformen eine spezifisch soziale Relevanz.

Während Kähler die Hamburger Bauweise als »stilistische Offenheit, gebunden in der Einheit des Materials« und als »bejahte Vielfalt« kennzeichnet, hebt er bei den berühmten Frankfurter Siedlungen hervor, daß dort das in der Architektur versinnbildlichte Gleichheitsideal doch letztlich sehr abstrakt geblieben sei. »Die Ästhetik des Massenwohnungsbaus im Neuen Bauen [ . . . ] konnte also trotz des unzweifelhaften sozialen Engagements ihrer Architekten nicht die Schwelle zum eigentlichen Betroffenen dieser Architektur überwinden, zum Bewohner und dessen Bedürfnissen auch in ästhetischer Hinsicht. Das darin ausgedrückte Gleichheitsideal blieb abstrakt, mußte es bleiben, solange die sich in den Fassaden artikulierende Askese einen Anspruch stellte, den die Bewohner nicht erfassen konnten: für sie hatte die ›Askese‹ keine Bedeutung, solange die bürgerlichen Errungenschaften (auch des materiellen Besitzes) unerreichbarer Wunschtraum waren« (S. 290). Auch wer dieser Beurteilung zustimmt, wird trotzdem bei entsprechenden empirischen Recherchen feststellen müssen, daß die Menschen in diesen Siedlungen doch schließlich gerne gewohnt haben, daß sie sich diese Siedlungen »in ihrer Weise« angeeignet haben, ja vielleicht sogar – so sollte man im Sinne Käblers sagen – *trotz bzw. ungeachtet* der asketisch wirkenden, teilweise extrem funktionalistischen Architektur (wie vor allem in Frankfurt-Westhausen). Schließlich vergleicht Kähler diese Frankfurter Siedlungen mit den ebenfalls berühmten Wiener Wohnhöfen. Allerdings vermißt man hier eine (kritische) Rezeption bestimmter neuerer Forschungsergebnisse, vor allem über die Bewohnerschaft selbst (Pirhofer/Sieder). So geraten einige Aspekte des Aneignungsprozesses der Wiener Wohnhöfe durch die Bewohnerschaft in Käblers Arbeit zu kurz, vor allem eben die (Neu-)Stabilisierung der »geschlossenen Kleinfamilie«, aber auch die vielfältigen Formen der politischen Kultur. Zusammenfassend gesehen ist dieses anregend geschriebene Buch besonders für Sozialhistoriker/innen zu empfehlen, die sich mit den Siedlungen der zwanziger Jahre als den bedeutsamen Modellen und Prototypen für zeitgemäßes »soziales Wohnen« beschäftigen wollen. – Das Buch zeigt auch, wie wichtig eine stärkere Zusammenarbeit zwischen den Fachdisziplinen Architekturgeschichte und Sozialgeschichte ist, denn: Es werden im Grunde die gleichen Fragen gestellt, »nur« die Suche nach empirisch fundierten Antworten erfolgt noch auf sehr unterschiedlichen Wegen.

*Adelheid v. Saldern, Hannover*

Jeffrey Herf, *Reactionary modernism. Technology, culture, and politics in Weimar and the Third Reich*, Cambridge University Press, Cambridge 1984 (eig. 1985), xii, 251 S., Ln., £ 22.50.

Bei Herfs umgearbeiteter Dissertation an der Brandeis University handelt es sich um den ambitionierten Versuch, die Frage nach dem Stellenwert von Technik und Technologie im Nationalsozialismus und im Dritten Reich zu beantworten. Dieser Versuch muß teilweise als gelungen, teilweise aber auch als gescheitert gelten. Gelungen deshalb, weil Herf diese Frage überhaupt zum erstenmal in der Geschichtsschrei-